

Seite 5  
Heimat  
nachgelassen

Seite 7  
Dienstboten  
vorgefunden

Seite 9  
Mamme  
angesprochen

Seite 10  
Miniaturen  
vielgefasst

Beiträge zur  
deutsch-jüdischen  
Geschichte aus dem  
Salomon Ludwig  
Steinheim-Institut

5. Jahrgang 2002  
Heft 3

# KALONYMOS

## Zur Restauration des jüdischen Staates

Moses Heß (1812–1875) als „Prophet“ des jüdischen Nationalismus

Gregor Pelger

Als Moses Heß vor 140 Jahren *Rom und Jerusalem*<sup>1</sup> veröffentlichte, war er eher als sozialistischer Agitator denn für seine ‚zionistischen‘ Überlegungen bekannt. Der Mitbegründer, Redakteur und Korrespondent der ‚liberalen und radikalen‘ *Rheinischen Zeitung* und Mitstreiter von Karl Marx und Friedrich Engels trat plötzlich – desillusioniert durch die Unlösbarkeit der sogenannten ‚jüdischen Frage‘ – als Befürworter der Gründung eines jüdischen Staates in Palästina auf.

Folgt man der wiederholten Auffassung, dass die meisten Bücher von Heß und so auch *Rom und Jerusalem*, schlecht geschrieben seien, der innere Aufbau des Werkes den seiner früheren Publikationen an Dürftigkeit noch übertreffe, so überrascht nicht, dass *Rom und Jerusalem* kaum Beachtung unter den Zeitgenossen fand. Wenige Leser haben sich wohl bis zu den interessanteren Anhängen am Ende des unübersichtlichen Buches – es enthält zwölf Briefe an eine semifiktionale Freundin, gefolgt von sechs „Epilogen“ und zehn „Noten“ – durchgearbeitet.<sup>2</sup> Daher muss es einen Grund geben, warum *Rom und Jerusalem* kaum rezipiert dennoch das meist übersetzte Werk von Heß bleibt. Martin Buber gab bereits eine Erklärung des Widerspruchs, indem er Heß als „nicht bloß ... den ersten der Erwachenden, sondern auch den Erwecker des nächsten Geschlechtes, in dessen Welt schon viele seiner Gedanken gehören, dem einige seiner Gedanken sogar vorausseilen“, bezeichnete.<sup>3</sup> Und Theodor Herzl, der bis heute als eigentlicher Urvater der zionistischen Bewegung gilt, erkannte mit verspäteter Entdeckung 1901, dass alles was die zionistische Bewegung versuchte, bereits bei ihm gefordert wurde.<sup>4</sup> *Rom und Jerusalem* eilte der Zeit voraus.

Auch wenn in Heß' Frühwerk keine zionistischen Forderungen zu finden sind, so würde es, nä-

her betrachtet, falsch sein, die ‚Erweckung‘ seines national-jüdischen Bewusstseins mit nur einem einzigen Schlüsselerlebnis zu verbinden. *Rom und Jerusalem* war das Ergebnis einer langen persönlichen Entwicklung. Die Wurzeln von Heß' zionistischem Denken reichten zurück in die Kindheit und an den Beginn des geistigen Werdens. In seinem intellektuellen Werdegang lassen sich die Grundlagen für sein späteres Junktum von jüdischer Identität und Nationalstaat(lichkeit) finden.

Heß wurde vor 190 Jahren am 21. Januar 1812 in Bonn geboren. In dieser Zeit der Säkularisierung und vermeintlichen jüdischen Emanzipation bestanden seine Eltern auf einer traditionell-religiösen Erziehung. Als sie um 1817 nach Köln übersiedelten, ließen sie das Kind in Bonn zurück, wo es in den kommenden Jahren vom strengen Großvater, dem Rabbiner und Kolonialwarenhändler Nathan David Heß in das Studium von Tora und Talmud eingeführt wurde. Erst mit dem Tod der Mutter zog Heß 1826 in das elterliche Haus nach Köln und lernte dort Organisation und Strategie des erfolgreichen und wachsenden Familienunternehmens kennen, was jedoch seine spätere Haltung gegen sogenannte ‚materielle Interessen‘ begründete. Aufgrund der daraus entstehenden Konflikte mit dem Vater verließ Heß 1833 Köln und bereiste in den folgenden Jahren die Niederlande und Frankreich. Nach seiner Rückkehr ins väterliche Haus Mitte der 30er Jahre besuchte er zwar einige Vorlesungen über Philosophie und Naturwissenschaften an der Universität Bonn (1837–39 immatrikuliert), betrieb aber im wesentlichen als Autodidakt literarische Studien. Neben seiner Beschäftigung mit philosophischen Fragen – angeregt durch Spinoza und Rousseau – befasste er sich mit der ‚sozialen Frage‘ und wurde durch Texte von

Moses Hess im Alter



Ludwig Börne, Heinrich Heine und Henry Lytton Bulwer sowie des französischen Sozialismus geprägt.<sup>5</sup> 1837 veröffentlichte er anonym *Die heilige Geschichte der Menschheit von einem Jünger Spinoza's*, worin seine teleologische, metaphysische Geschichtsauffassung erstmals zum Ausdruck kam. Hier suchte er zu argumentieren, dass der zerstörte „alte Bund“ zwischen Israeliten und Gott im Sinne einer egalitären Humanität wiederhergestellt werden sollte. Die biblische Zeit entwarf für ihn dabei als Naturzustand der Menschheit das Model des durch Aufhebung des Privateigentums herbeizuführenden Sozialismus: *Aus der in ein Chaos verfallenen, alten Welt taucht der Genius der Menschheit auf, wie aus einer Fluth, die vom Geiste Gottes bewegt wird. Es wird ein Gesetz erscheinen, das als Einheit des Bewußtseyns der Menschheit, auf diese zurückwirken, sie durchdringen, seine Bestimmung erfüllen und seinen Kreislauf vollenden wird.*<sup>6</sup>

Dieses „neue Jerusalem“ werde „im Herzen Europa's“ unter französischer und deutscher Führung gegründet werden.<sup>7</sup> Ein Gedanke, den er nach der orientalischen Krise von 1839 und des im Deutschen Bund erwachenden Nationalsinns der Rheinkrise von 1840 in seinem Anschlusswerk über *Die europäische Triarchie (1841)* weiter verfolgte. Sein Buch war die Antwort auf *Die europäische Pentarchie (1839)* des Karl Eduard Goldmann, der als literarischer Agent im Sinne Russlands die östliche Zivilisation propagierte. Dem bereits in der Heiligen Geschichte der Menschheit geforderten Bündnis von Frankreich und Deutschland fügt Heß – im Unterschied zu Goldmann – (nur) noch England hinzu. Diese Abgrenzung war allerdings nicht nur formaler Art, hinter ihr stand eine diametrale Auffassung von der Aufgabe der Bündnisse. Während sich Goldmann in seinen reaktionären Bestrebungen eine Fortsetzung der ‚Heiligen Allianz‘ mit größerem Einfluss Russlands auf Mitteleuropa vorstellte, sah Hess in seiner Triarchie die spezifischen Voraussetzungen für die zukünftige Entwicklung und Verwirklichung der Freiheiten des Sozialismus: *Zwar Jedes an seinem Orte: in Deutschland die social-geistige Freiheit, weil hier die Geisteskraft vorherrschend, in Frankreich die social-sittliche Freiheit, weil hier die Willenskraft mächtig, – in England die social-politische Freiheit, weil hier der praktische Sinn am meisten entwickelt ist.*<sup>8</sup>

Schon in Heß' Frühwerk hatten somit nationale Charakterzüge zentrale Bedeutung für seine Ge-

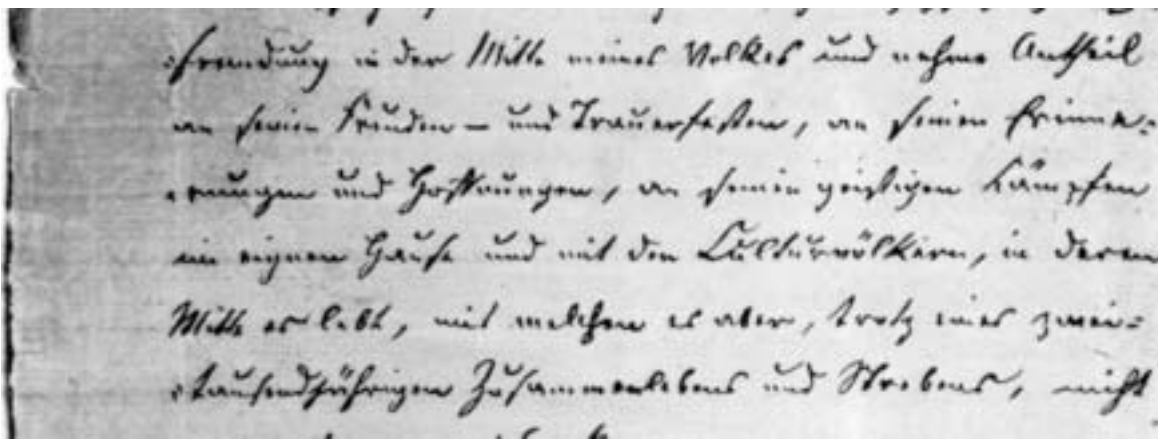
schichtsauffassung. Stets betonte er die nationalen Eigentümlichkeiten. Von der italienischen Nationalbewegung der 1850er Jahre weit mehr beeindruckt als Marx und Engels, beschäftigte er sich seit den 1860er Jahren zunehmend mit dem Problem der Nationenbildung.<sup>9</sup> Für Heß stellte die Gründung des italienischen Staates *die letzte Nationalitätenfrage* – so der Untertitel von *Rom und Jerusalem* –, womit er die (Wieder-)Geburt des jüdischen Nationalismus meinte, denn „mit der Befreiung der ewigen Stadt an der [!] Tiber beginnt auch jene der ewigen Stadt auf Moria, mit der Wiedergeburt Italiens [beginnt] auch die Auferstehung Judäas“.<sup>10</sup>

Heß sieht die persönliche Verwurzelung eines jeden in seiner nationalen Kultur als Halt wider die Strömungen des modernen Lebens. Seine Rückkehr zur jüdischen Identität beschreibt er am Anfang des ersten Briefes in *Rom und Jerusalem: Da steh' ich wieder nach einer zwanzigjährigen Entfremdung in der Mitte meines Volkes und nehme Anteil an seinen Freuden- und Trauerfesten, an seinen Erinnerungen und Hoffnungen, an seinen geistigen Kämpfen im eigenen Hause und mit den Kulturvölkern, in deren Mitte es lebt, mit welchen es aber, trotz eines zweitausendjährigen Zusammenlebens und Strebens, nicht organisch verwachsen kann.*<sup>11</sup>

Bereits die Damaskus-Krise 1840 hatte ihm bewusst gemacht, dass die Integration der jüdischen Bevölkerung in die europäischen Gesellschaft gescheitert war. Demnach kann für Heß die ‚jüdische Frage‘ nicht mehr durch die Forderung nach religiöser Toleranz, sozialer Gleichberechtigung und politischer Gleichstellung im europäischen Kontext beantwortet werden, sondern hat sich zu einer nationalen Frage entwickelt, auf die eine Antwort nur in einer kollektiven Rückbesinnung auf die nationale und nicht religiöse jüdische Kohärenz zu finden ist. Eine Grundvoraussetzung für sein Denken bildet die Definition der jüdischen Diaspora nicht als religiöse Gemeinschaft, sondern als eine verstreute Nation. Demnach sind alle Bemühungen in den verschiedenen europäischen Staaten um die Integration der jüdischen Bevölkerung – als eigenständige Konfession – durch religiöse Toleranz und Assimilation von vornherein vergeblich. Heß versucht mit Verweis auf den deutsch-jüdischen Historiker Heinrich Graetz und dessen *Geschichte der Juden* den Fortbestand des jüdischen Nationalcharakters in der Diaspora historisch-wissenschaftlich zu belegen: *„Die Geschichte des nachalmudischen*

Moses Hess  
Ölgemälde um 1854  
von Adolf Köttgen





Manuskriptseite aus  
Rom und Jerusalem  
(Ausschnitt)

Zeitraums“, sagt der hervorragende moderne jüdische Historiker, „hat also noch immer einen nationalen Charakter; sie ist keineswegs bloße Religions- oder Kirchengeschichte.“<sup>12</sup>

Durch die Nationalisierung der jüdischen Identität gerät er, wie vielleicht zunächst zu erwarten ist, nicht in Konflikt mit seinen früheren sozialistischen Ansichten. Denn während das Christentum als ‚Opium für das Volk‘ unter dem Einfluss der Aufklärung und der ihr folgenden Säkularisierung zum Untergang verurteilt sei, so stehe den Juden, als Gemeinschaft mit einer gemeinsamen Geschichte und Kultur, die Zukunft offen. Mit dieser Verschränkung von jüdischem Nationalismus und sozialistischer Ideologie verkehrt er die christliche Auffassung von einem zukunftsorientierten, eschatologisch ausgerichteten Christentum und einem überkommenen, statutarischen Judentum und schafft somit dem national-solidarischen Judentum einen neuen Erwartungshorizont, während, nach seiner Auffassung, die letzten Tage der Christenheit bereits gezählt sind.

Für Heß ist das Hebräisch der Gebete, der historischen Schriften und der Bibelkommentare zentrales Element und Garant der Erhaltung von historischer Kontinuität und kultureller Einheit. So tragen die hebräischen Namen wesentlich zur Bewahrung der Gruppenidentität bei – weshalb er sich statt Moritz wieder Moses nannte. Aber nicht nur die Sprache, auch das ganze Gemeinschafts- und Synagogenleben stärkt die jüdische Identität. Die jüdische Religion sichert die national-jüdische Existenz in der Diaspora und dementsprechend sind religiöse Inhalte schon immer auf ein kollektives Ziel ausgerichtet gewesen. Der osteuropäische Hasidismus mit seinem gemeindezentrierten Leben ist insofern brauchbarer für die national-jüdische Bewegung, als die Bemühungen des Reformjudentums, die schwindende jüdische Identität mit Hilfe von Adaption aus der nicht-jüdischen Umwelt zu kompensieren: *In jenen Ländern, welche den Okzident vom Orient scheiden, in Russland, Polen, Preußen, Österreich und der Türkei, leben Millionen unserer Stammesgenossen, die Tag und Nacht die inbrünstigsten Gebete für die Wiederherstellung des jüdischen Reiches zum Gotte der Väter emporsteigen lassen. Sie haben den lebendigen Kern des Judentums, ich meine die jüdische Nationalität, treuer bewahrt, als unsere okzidentalen Brüder, die alles im Glauben unserer Väter neu beleben möcht-*

*en, nur nicht die Hoffnung, die diesen Glauben geschaffen und durch alle Stürme der Zeiten hindurch lebendig erhalten hat, die Hoffnung auf Wiederherstellung unserer Nationalität.*<sup>13</sup>

Heß verbindet in seiner (Wieder-)Geburt der jüdischen Nation einen traditionell-messianischen Glauben mit Universalgeschichte. Indem er die jüdische Identität säkular und nicht religiös auslegt, wird seine messianische Vision politisch. „Denn das Ende der Tage, von welchem das Judentum seit dem Anfange der heiligen Geschichte, in seinen guten und bösen Tagen, stets geweissagt hat, ist nicht, wie andere Völker es missverstanden haben, das Ende der Welt, sondern die Vollendung der Entwicklungsgeschichte und Erziehung des Menschengeschlechts.“<sup>14</sup> Mit diesem „Geschichtssabbath“, eingeleitet durch die französische Revolution von 1789, werden alle Nationen, einschließlich der Juden, von den Toten auferstehen: *Zu den totgeglaubten Völkern, welche im Bewusstsein ihrer geschichtlichen Aufgabe ihre Nationalitätsrechte geltend machen dürfen, gehört unstreitig auch das jüdische Volk, das nicht umsonst zwei Jahrtausende hindurch den Stürmen der Weltgeschichte getrotzt, und, wohin auch die Flut der Ereignisse es getragen, von allen Enden der Welt aus den Blick stets nach Jerusalem gerichtet hat und noch richtet.*<sup>15</sup>

In vielen Briefen in *Rom und Jerusalem* versucht Heß die Wiederbelebung eines jüdischen Bewusstseins parallel zur allgemeinen Nationenbildung zu theoretisieren. Dabei dienen ihm die Haskala mit ihrer modernen hebräischen Literatur und die Gründung neuer jüdischer Gemeinden in den USA als Beweis einer jüdischen Renaissance und eines anbrechenden messianischen Zeitalters. Schließlich soll die *Alliance Israelite Universelle* zum zentralen jüdischen Organ werden, sobald ein wahrhaft jüdischer Geist sie erfasst hat.<sup>16</sup> Selbstbewusst ist die jüdische Tradition in die Öffentlichkeit zu tragen, damit sich daraus die nationale Renaissance entwickeln kann – die Juden müssen sich zunächst ihrer Geschichte und Kultur bewusst werden. Genau das ist für Heß die zentrale Aufgabe von *Rom und Jerusalem*.

Aber warum glaubte Heß, dass es für die Juden nur in Palästina eine Zukunft geben könne? In schmerzhafter persönlicher Erfahrung hatte er feststellen müssen, dass die liberale Emanzipation der Juden durch den Antijudaismus des christlich-germanomanischen Nationalismus in Deutschland ge-

scheitert war. Als Heß eine patriotische Dichtung an Nikolas Becker, dem Autor der *Wacht am Rhein*, schickte, erhielt er sein Schreiben mit der Aufschrift „Du bist ein Jud“ zurück.<sup>17</sup> Er war sich der neuen ‚Qualität‘ der anti-jüdischen Bewegung in Europa bewusst, die nicht nur ein Relikt der alt-hergebrachten christlichen Intoleranz war, sondern sich zunehmend auf rassistische Argumentationen stützte. Auch wenn der Begriff ‚Antisemitismus‘ erst durch Wilhelm Marr in den 1880er Jahren verbreitet werden sollte, so hatte der moderne Rassismus bereits 1853 mit Arthur Gobineaus *Essai sur l'inégalité des races humaines* eines seiner theoretischen Standardwerke erhalten. Und Heß war einer der ersten, die diesen neuen biologischen Antisemitismus scharf erkannten, indem er feststellte, dass „die Deutschen weniger die Religion der Juden hassen, als ihre Rasse, weniger ihren eigentümlichen Glauben, als ihre eigentümlichen Nasen“<sup>18</sup>. Ihm war klar, dass dieser Rassismus mehr als stark genug war, um die Integration der Juden als Individuen in den verschiedenen nationalen Gesellschaften zu verhindern. Somit sollte die jüdische Bevölkerung im Zusammenschluss eine eigene nationale Bewegung anstoßen, durch die eine Rückgewinnung des eigenen historischen Landes ermöglicht würde, denn sie waren als Nation in der Diaspora noch immer durch ihre gemeinsame Religion, Kultur und „Rasse“<sup>19</sup> durch all die Jahrhunderte untereinander und mit ihrem Heimatland verbunden geblieben. Die Rückgewinnung Palästinas und die organisierte Emigration sollten schließlich mit Hilfe Frankreichs – wie bereits in seinem sozialistischen Denken gefordert – bewerkstelligt werden: *Frankreich, liebe Freundin, Frankreich ist der Held und Heiland, der unser Volk wieder ins Geleise der Weltgeschichte hebt. (...) Oder zweifeln Sie etwa noch, dass Frankreich den Juden die Hand bieten werde zur Gründung von Kolonien, welche von Suez bis Jerusalem und von den Ufern des Jordans bis zu den Küsten des Mittelmeeres ihr Netz ausbreiten können?*<sup>20</sup>

Frankreichs Unterstützung der italienischen Nationalstaatsbewegung gegen Österreich 1859 bedeutete Heß den unmittelbaren Beweis für diese emanzipatorische Rolle. Obgleich er wusste, dass es schwer werden würde, die Reformrabbiner, die nichts dazu gelernt, und die Orthodoxen, die nichts vergessen hätten, zum Rückzug in ihr ehemaliges Vaterland zu bewegen, so formulierte er schon kon-

krete Vorstellungen von dem künftigen Staat: *Die Erwerbung eines gemeinschaftlichen vaterländischen Bodens, das Hinarbeiten auf gesetzliche Zustände, unter deren Schutz die Arbeit gedeihen kann, die Gründung von jüdischen Gesellschaften für Ackerbau, Industrie und Handel nach mosaïschen, d.h. sozialistischen [!] Grundsätzen, das sind die Grundlagen, auf welchen das Judentum im Orient sich wieder erheben, aus welchen das unter der Asche eines toten Formalismus glimmende Feuer des altjüdischen Patriotismus wieder hervorbrechen, durch welche das ganze Judentum neu belebt werden wird.*<sup>21</sup>

*Rom und Jerusalem* bewirkte wenig Diskussion in seiner Zeit und war dreißig Jahre später vergessen. Als Theodor Herzl den *Judenstaat* verfasste, war ihm dieses frühzionistische Werk nicht bekannt. Als er Jahre später das Buch als Reiselektüre las, wurde ihm klar, dass „seit Spinoza das Judentum keinen größeren Geist hervorgebracht hat als diesen vergessenen verblassten Moses Heß!“<sup>22</sup> und dass er, Herzl, seine Schrift nie verfasst hätte, wäre ihm *Rom und Jerusalem* zuvor bekannt gewesen<sup>23</sup>. Moses Heß hatte größere Erkenntnisse über grundlegende Probleme seiner Zeit, mit denen er seinen Zeitgenossen weit voraus eilte und mit deren Hilfe er soziale und zionistische Entwicklungen antizipierte, als noch niemand deren Relevanz begriff. Nicht grundlos also erkennt man in ihm bis heute, einen ernsthaften Prophet, der so Neues wie Wahres von anhaltender Bedeutung vorgebracht hat.<sup>24</sup>

- 1 Moses Heß, *Rom und Jerusalem*, Leipzig 1862. Hier zitiert nach der ungekürzten Neuausgabe Tel Aviv 1935.
- 2 Edmund Silberner, *Moses Hess. Geschichte seines Lebens*, Leiden 1966, S. 388–393; Shlomo Avineri, *Moses Hess: Prophet of Communism and Zionism*, New York/London 1985, S. 175f.
- 3 Martin Buber, „Herzl und die Historie (1904)“ in: *Die jüdische Bewegung. Gesammelte Aufsätze und Ansprachen 1900–1915*, Berlin 1916, S. 156.
- 4 Theodor Herzl, *Tagebücher. 1895–1904 Drei Bände*, Band 2, Berlin 1923, S. 599.
- 5 Wolfgang Mönke, *Moses Hess. Philosophische und sozialistische Schriften 1837–1850. Eine Auswahl*, Berlin 1980, S. XVI, XVIII–XX.
- 6 Moses Heß, *Die heilige Geschichte der Menschheit. Von einem Jünger Spinoza's*, Stuttgart 1837, S. 344f.

Moses Hess starb am 6. April 1875 in Paris und wurde auf eigenem Wunsch auf dem jüdischen Friedhof in Köln-Deutz (Foto) beigesetzt. Seine Überreste wurden 1961 nach Kinneret in Israel überführt.



- 7 Ibid. S. 310.  
 8 Moses Heß, *Die europäische Triarchie*, Leipzig 1841, S. 151.  
 9 Silberner, *Moses Hess*, S. 358–387.  
 10 Heß, *Rom und Jerusalem*, S. 5.  
 11 Ibid. S. 12.  
 12 Ibid. S. 8.  
 13 Ibid. S. 42f.  
 14 Ibid. S. 15f.  
 15 Ibid. S. 6.  
 16 Ibid. S. 46.  
 17 Ibid. S. 38.  
 18 Ibid. S. 25.  
 19 Heß verwendet auch einen Rassebegriff für das Judentum und grenzt ihn durch eigene Wesenszüge

- von der „germanischen Rasse“ ab: „Die jüdische Rasse ist eine ursprüngliche, die sich trotz klimatischer Einflüsse in ihrer Integrität reproduziert. Der jüdische Typus ist sich im Laufe der Jahrhunderte stets gleich geblieben.“ Ibid. S. 26.  
 20 Ibid. S. 110, 112f.  
 21 Ibid. S. 135f.  
 22 Herzl, *Tagebücher*, S. 599.  
 23 Avineri, *Moses Hess*, S. 243f.  
 24 Isaiah Berlin, *The Life and Opinion of Moses Heß*, Cambridge 1957, S. 49; oder Avineri, *Moses Hess*, schon in seinem Buchtitel. Diese Charakterisierung bezieht sich wohl nicht zuletzt auf Heß' Selbstbeschreibung als Apostel; siehe: Silberner, *Moses Hess*, S. 1.

## „... und wo noch niemand war: Heimat“

Der Nachlass der Familie Landsberg – Eine deutsch-jüdische Familiengeschichte

Bastian Fleermann

**S**o „unendlich viel möchte ich Dir noch sagen können, und muss schweigen. Gott schütze Euch!“ Mit dieser Bemerkung endet der letzte Brief, den der Journalist Ernst Landsberg (1903–1976) im November 1933 von seiner Mutter, Marie Landsberg, aus Remscheid erhalten hatte. Landsberg war Redakteur beim „Berliner Tageblatt“ (Mosse-Verlag), das unter Chefredakteur Theodor Wolff massiv von den Nationalsozialisten angefeindet wurde. Landsberg galt als „Mischling zweiten Grades“ – er und seine jüdische Frau Dora wollten Deutschland verlassen und brachen mit ihren Kindern nach Kapstadt/Südafrika auf: Ein Jude, der keiner war, musste fliehen.

Im Jahre 1995 verstarb in Remscheid die letzte in Deutschland lebende Schwester Ernst Landsbergs. Der Nachlass der Familie lagerte in ihrer Villa und kam zunächst in das NS-Dokumentationszentrum in Köln. Hier konnten jedoch nur jene Dokumente aufbewahrt werden, die die Geschichte der Stadt Köln betrafen, und die Stadt Remscheid lehnte die Archivierung ab. Von dieser Odyssee erfuhr Dr. Erika Münster, Leiterin des Stadtarchivs Ratingen, die den Nachlass für ihr Haus in Anspruch nahm und ihn so vor der Vernichtung bewahrte.

Nun lagert in Ratingen ein nahezu einmaliges Gesamtdokument einer großbürgerlichen deutsch-jüdischen Familie des 19. und 20. Jahrhunderts: geschätzt sind es über 20.000 Briefe der Familienmitglieder, Tausende Fotos und Bilder, Hunderte Tagebücher, einzelne Schriften, Aufsätze, Notizhefte und persönliche Erinnerungsstücke. Die Quellen gehen bis in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts zurück. Sie geben Auskunft über die Familiengeschichte der Landsbergs und tiefen Einblick in Lebenswelt und Alltag. Durch Eheschließungen waren sie mit dem jüdischen Bankier August Bamberger, dem Bonner Rechtshistoriker Dr. Ernst Landsberg sowie mit dem Arzt und Theologen Albert Schweitzer verwandt. Vorfahren der männlichen Familienmitglieder waren Rabbiner in Fürfeld und Mainz. Ende des 19. Jahrhunderts konvertierte die Familie zum Protestantismus und zog ins Bergische Land, nach Remscheid.

Ernst Landsberg, über den besonders viele Quellen im Nachlass zu finden sind, hatte wohl den bewegtesten und farbenprächtigsten Lebenslauf seiner Familie. Er soll daher hier kurz skizziert werden: Geboren 1903, beschäftigt er sich schon in jungen Jahren in Grundschule und Progymnasium

Hochzeitsbild  
Ernst Landsberg  
und Dora Hendel,  
Berlin 1930



mit außergewöhnlichen Themen. Mit 14 Jahren übersetzt er Koran-Suren, beherrscht Französisch und Englisch, mit 16 Jahren beginnt er ein psychoanalytisches Traumtagebuch, eine Aufnahme von Sigmund Freud ist für den jungen Landsberg wahrscheinlich. Als er „mit den besten Wünschen“ sein Abiturzeugnis erhält, sind ihm Griechisch, Hebräisch und natürlich das klassische Latein vertraut. Doch sein Vater, Julius Landsberg, Richter am Remscheider Amtsgericht, und auch die Mutter sehen kaum etwas Ungewöhnliches in ihrem Sohn: hoher Bildungsstandard, große Sprachbegabung und intensive Schriftlichkeit sind selbstverständlich. Wenngleich die Kinder (Landsberg hat zwei Schwestern und einen Bruder) streng evangelisch erzogen werden und sich auch in der Kirchengemeinde engagieren, sind sie sich ihrer jüdischen Abstammung bewusst. Vor allem Ernst, der Staats- und Rechtswissenschaften in Frankfurt und Kiel studiert, beschäftigt sich immer wieder mit dem Judentum und seiner Kultur. Er studiert die Kabbala, liest Gershom Scholem, übersetzt Teile der Thora und besucht orientalistische Vorlesungen und Seminare. Einen politischen Vortrag des KPD-Vorsitzenden Paul Lewi verfolgt er mit lebhaftem Interesse, und schreibt abends seiner Mutter: „Seine Rede war gut und von innerer Kraft getragen, natürlich [...] mit Zischen, Pfeifen und Scharren begleitet – auch wieder als Jude verhetzt“.

Im Sommer 1925 zieht Landsberg nach Berlin. Die ersten großen Krisen der Republik scheinen in dieser Zeit vergessen. Seine Briefe und Tagebüchern rufen das Bild einer turbulenten Stadt ins Gedächtnis, wie man es sich für die „Goldenen 20er“ vorstellt. Als Wirtschaftsjournalist beim „Berliner Tageblatt“ besucht er Bälle und Empfänge, trifft schillernde Persönlichkeiten und Politiker von hohem Rang. Durch die Metropole weht der Geist von Weimar – Landsberg genießt alles in vollen Zügen: 1930 heiratet er die jüdische Musiklehrerin Dora Hendel, sie beziehen ein neues Haus im Stadtteil Zehlendorf.

Doch die glücklichen Jahre finden ein abruptes Ende: Besonders beruflich bemerkt Ernst Landsberg den raschen Aufstieg der Nationalsozialisten. Theodor Wolff, Chefredakteur des liberal-demokratischen „Berliner Tageblatts“ wird Ziel zahlreicher antisemitischer Anfeindungen. Aus den vielen Briefen der Jahre 1932/33, die Landsberg seiner Familie ins Rheinland schickt, geht hervor, unter

welch starkem Druck eine Identitätsfindung erfolgen musste: Jude oder Deutscher? Jude oder Christ? Die Eigenbestimmung vollzieht sich durch hilflose Abgrenzung. Landsberg distanziert sich entschieden von den erkennbar Orthodoxen, die zuweilen das Berliner Straßenbild prägen. Er entstamme schließlich einer getauften Familie und habe mit den „Galiziern“ nichts zu tun.

Sehr bald nach Hitlers Machtübernahme werden deren Konsequenzen spürbar. Dora droht der Entzug der Lehrerlaubnis, Ernst der Verlust des Arbeitsplatzes; er gilt als „Achteljude“ und damit als erklärter Feind des deutschen Volkes. Die Redaktion des B.T. wird bedrängt, der Mosse-Verlag später arisiert. Die junge Familie Landsberg entschließt sich, Deutschland zu verlassen.

Im November 1933 emigrieren die Landsbergs nach Kapstadt (Südafrika). Ernst arbeitet bis 1968 beim Wirtschaftsmagazin der „Cape Times“ und wird zu einem international renommierten Wirtschaftsjournalisten. Daneben beschäftigt er sich mit alten Sprachen, Kulturen und Religionen, Philosophie und Esoterik. Er übersetzt ägyptische Hieroglyphen und afrikanische Stammes-Sprachen, leitet Kongresse und gibt einschlägige Jahrbücher heraus. Und immer wieder forscht er unermüdlich über das Judentum. Sein Umgang in Kapstadt besteht überwiegend aus jüdischen Emigranten. Kurz vor seinem Tod im Jahr 1976 wechselt er zum Buddhismus über, was andeutet, dass seine schon sehr lang andauernde Suche nach der eigenen Identität auch im hohen Alter noch nicht abgeschlossen war. Seine wirkliche Heimat hat er nie mehr gefunden.

Seine Schwester Erika, deren beharrlichen Bemühungen wir den großen Nachlass zu verdanken haben, sandte 1978 der Bibliothek *Germania Judaica* in Köln einen Brief, der es so formuliert: „Unsere Mutter war arischer Abstammung und hat unseren Lebensweg behütet und betreut durch lange Jahrzehnte, in denen sie die schweren Folgen des „Dritten Reiches“ tapfer durchgestanden hat. [...] Wir Mischlinge sehen uns als Erben der deutschen und jüdischen Tradition und der Synthese beider.“

*Bastian Fleermann studiert Volkskunde und Geschichte in Bonn und absolviert zur Zeit ein Praktikum im Steinheim-Institut. Ein Aufsatz über Ernst Landsberg ist erschienen in: Rätinger Forum. Beiträge zur Stadt- und Regionalgeschichte, Band 7 (2001), S. 283–325.*

Ernst Landsberg als  
Schüler in Remscheid,  
vor dem Ersten Weltkrieg.



# „Er hot nit recht bei mir gelegen“

Vermuteter Ehebruch im Regensburg des 15. Jahrhunderts

Martha Keil

Der folgende Fall trug sich in Regensburg zu und wird in einem Responsum von Rabbi Isserlein aus Wiener Neustadt (gest. 1460) geschildert.<sup>1</sup>

Die Frau eines Kohen, der sich auf Reisen befand, lebte und arbeitete im Haushalt eines ehrbaren Witwers und zog dessen kleine Kinder auf. Mit diesen Kindern und einem weiteren jungen Mädchen teilte sie ihre Kammer. Dieses Mädchen (*na'ara*, 12 Jahre alt) berichtete dem Hausherrn, sie habe einen ledigen Diener beobachtet, wie er nachts die gemeinsame Kammer betrat. Daraufhin begab sich der Witwer zusammen mit einem anderen Hausangestellten in der Nacht in die Kammer des betreffenden Dienstherrn. Er rief nach ihm, erhielt aber keine Antwort. Nach einer Weile kam die Frau des Kohen aus ihrem Zimmer und sagte: „Wer ruft denn, er ist hier in meiner Kammer“ – vermutlich sprach sie Deutsch, Israel Bruna zitiert den Satz jedoch auf Hebräisch. Von seinem Dienstherrn befragt, gestand der Dienstherr, mit der Frau des Kohen „gehurt“ zu haben, und bekannte, *teshuwe*, Buße tun zu wollen. Die Frau stritt zunächst alles ab, nach dem Geständnis ihres Verehrers gab sie dann zu, dass er zwar bei ihr gewesen sei, aber: „*Er hot nit recht bei mir gelegen*“, ohne dies näher zu erläutern.

Anfangs blieb die Affäre in der Privatsphäre des Haushalts, dann aber verbreitete sich das Gerücht, und als der Ehemann wieder in der Stadt war, sagte er öffentlich in Anwesenheit vieler Gemeindeglieder und auch einiger Rabbiner, dass er dieser üblen Nachrede nicht glaube und von der Ehrbarkeit seiner Frau überzeugt sei. Da das Verbot des Ehebruchs biblischen – in den Augen religiöser Juden göttlichen – Ursprungs ist, wird nicht nur der Ehemann durch den Ehebruch beleidigt, sondern auch Gott selbst. Ein Jude, und insbesondere ein Kohen, ist daher gezwungen, seiner untreuen Frau den Scheidebrief zu geben, selbst wenn er ihr vergeben sollte.

Die Frau selbst wie auch ihr Vater baten die Rabbiner, die Zeugen unter Androhung des Banns zu befragen, und das junge Mädchen, das rechtlich eigentlich nicht als Zeugin für einen Ehebruch auftreten konnte – nach der Halacha müssen zwei männliche Zeugen zugegen sein, um eine Frau des Ehebruchs zu überführen – gab folgendes an: Sie habe eines Nachts in jener Kammer gelegen, die Frau des Kohen lag in einem anderen Bett, eine Kerze brannte, der Dienstherr sei hereingekommen

und vollständig bekleidet auf die „Füße des Bettes“ der Frau gefallen. Diese sei aufgestanden und habe den Raum verlassen, das sei alles, was sie gesehen habe. Nach dieser Aussage begannen alle anwesenden Parteien zu streiten und niemand wurde weiter befragt.

Rabbi Isserlein entschied, dass die verdächtige Ehefrau keinesfalls einen Ehebruch gestanden hätte. „*Er hot nit recht bei mir gelegen*“ konnte bedeuten, dass der Diener seine Arme um sie gelegt habe oder dass er völlig verrückt geworden sei, sich auf sie gelegt und schwer geatmet habe, aber dass sie nicht den „Kern der Sache“ (*guf ha-ma'ase*) getan hätten. Daher sei es für ihn eindeutig, dass sie für ihren Mann erlaubt bleibe, dieser also nicht gezwungen sei, ihr den Scheidebrief zu geben.

Dieser Rechtsentscheid illustriert sehr anschaulich den beschränkten Lebensraum eines jüdischen Haushalts im 15. Jahrhundert und die Spannungen, die zwischen dessen Mitgliedern entstehen konnten. Wir können uns die Atmosphäre aus Anziehung, Eifersucht und Hass vorstellen, oder vielleicht einfach die Lust am Klatsch, auch wenn dieser erheblichen Schaden anrichten konnte. Die Bedeutung von Klatsch in einer Welt mit nur wenig Ablenkung und Zerstreuung ist nicht zu unterschätzen.

Entsprechend der Aufgabe des Rabbiners, der auch über die Moral seiner Gemeinde wacht, spielte auch der Haushaltsvorstand die Rolle eines internen Richters, solange kein halachisches Gesetz gebrochen wurde. Doch in diesem Fall war auch die betroffene Frau selbst um die Ehre der Familie besorgt und verlangte gemeinsam mit ihrem Vater eindeutige Beweise. Das Mädchen im Pubertätsalter, vermutlich von allerlei Fantasien geplagt, hatte eine zwiespältige Schlüsselrolle: Es konnte die verheiratete Frau zunächst in Schwierigkeiten bringen, sie aber auch von dem schweren Verdacht entlasten. In beiden Stadien wurden ihre Worte von den Beteiligten ernst genommen und als wahre Aussagen gewertet, obwohl die Zeugin minderjährig und weiblich war. Unklar ist, warum der Dienstherr zunächst zugab, „gehurt“ zu haben, obwohl er „nicht recht bei ihr gelegen“ hatte. Vermutlich waren die Moralvorstellungen sehr ausgeprägt.

Schließlich ist bemerkenswert, dass der Ehemann keinen Augenblick an der Treue seiner Frau zweifelte und sie in Schutz nahm. Sie erhielt die Möglichkeit der Verteidigung, wurde keinem demütigendem Verhör unterzogen.

In einem anderen Fall war der Ehebruch bewiesen und die Ehre des Einzelnen und der Gemeinde musste mittels eines Rituals wiederhergestellt werden. Dieses recht grausam anmutende Bußritual ist in den Responsen von Rabbi Israel Bruna und Rabbi Jakob Weil überliefert:<sup>2</sup>

Eine Frau, vermutlich aus Regensburg oder einem Nachbarort, die Ehebruch begangen hatte und *teshuwa* (Buße) tun wollte, musste vor Rabbi Salman Kitzingen aus Regensburg erscheinen. Er befahl ihr, ihre Haube abzunehmen (*kipa*), sich in einen Schleier zu hüllen und ihr Haar zu lösen, wie in Nachahmung der *sota* (ehebrecherische Frau) der Bibel (Num 5, 18). Dann sollte ihr Ehemann ihr befehlen, das Winterhaus – die geheizte Gebets- und Lernstube – in Anwesenheit der Männer zu betreten, und zu ihr „in dieser Sprache“ (Deutsch) sprechen:

„Kumst du *pruze*, du *soine*, du *eshet ish soine*, was willst du?“

– („Kommst du Hure, du Prostituierte, hurende Frau eines Mannes, was willst du?“) Und sie musste antworten:

„Ich beken mein suend, ich bin ein *pruze*, ein *soine*, ich will *teshuve* tun oif mein suend.“

– („Ich bekenne meine Sünde, ich bin eine Hure, eine Prostituierte, ich will Buße für meine Sünde tun!“)

Daraufhin sollte sie im Winter in eiskaltem Wasser sitzen und erst bei Eintreten der Bewusstlosigkeit aus dem Wasser gezogen und gewärmt werden. Eine Glosse führt aus, dass die Richter den Gesundheitszustand der Frau berücksichtigen sollten und die Strafe erleichtern konnten. Schließlich musste sie ein Jahr lang fasten, durfte weder Fleisch noch Wein zu sich nehmen und war von allen feierlichen Zusammenkünften der Gemeinde ausgeschlossen.

Der zweite Richter, Rabbi Jakob Weil, der in der Einleitung seines Rechtsentscheids beklagt, dass „die Verletzung dieser ehebrecherischen Frau groß wie das Meer ist, wer heilte sie?“ ordnete einige andere Details für das Ritual an, die den Regeln des Rabbi Jehuda heChassid von Regensburg (Anfang 13. Jh.) folgten: Danach sollte sie in der *Frauenschul* gestehen, was sie getan hatte: „Ich habe vor dem Herrn, meinem Gott gesündigt, ich habe Schande über mich gebracht und schäme mich, und so kehre ich um und tue *teshuwa*.“

Dies musste sie auch auf Deutsch (*leshon ashkenas*) wiederholen, im Original leider nicht zitiert.

Solche, wenn auch teilweise nur formelhafte Zitate gehören zu den wenigen Überlieferungen gesprochener Sprache aus dem Mittelalter! Die Wiederholung auf Deutsch scheint anzudeuten, dass die Frau – wie ihre Zuhörerinnen – zumindest ein wenig Hebräisch sprechen konnte. Jakob Weil fügte hinzu, dass sie das Ritual in den Synagogen von Ulm, Augsburg und Pappenheim wiederholen müsse.

Jehuda von Regensburg überliefert weitere grausame Einzelheiten der Buße: Die Ehebrecherin soll im Winter nackt im Schnee und im Sommer schutzlos unter Bienen und Mücken sitzen. Nach einem Jahr des Fastens, zwei Jahren Teilfasten und Ausschluss aus der Gemeinde, schwarz gekleidet wie eine Trauernde, war die Angeklagte für ihr Leben gezeichnet – diese Folgen ersetzen die Todesstrafe, die in der Tora für Ehebruch verhängt ist.

Es sei hinzugefügt, dass das jüdische Recht es sehr schwer macht, eine Frau des Ehebruchs schuldig zu sprechen. Wie erwähnt, müssen zwei erwachsene jüdische Männer den Ehebruch mit eigenen Augen gesehen haben. Verdächtigt sie der Ehemann, muss er sie zunächst bezüglich eines bestimmten Mannes verarnen, und nur wenn sie tatsächlich mit diesem Mann in einer eindeutigen Situation überrascht wird, kann sie vor Gericht angeklagt werden. In den meisten Fällen war die Scheidung die notwendige Konsequenz, jedoch wurde die Frau nicht einer so demütigenden und schmerzhaften Prozedur unterzogen, wie sie die Rechtsgutachten beschreiben. Der entscheidende Punkt in dem dargestellten Fall ist, dass die Frau selbst *teshuwa*, Buße tun wollte, um „die Verletzung zu heilen“, die sie sich selbst, ihrem Ehemann, der Gesellschaft und Gott zugefügt hatte.

Wir wissen nicht, warum die Quellen zu Ehebruchsfällen im Mittelalter so selten sind: Entweder waren die Frauen treu oder die Ehemänner ließen sich stillschweigend von ihren untreuen Frauen scheiden oder – auch möglich – solche Nachrichten wurden durch innerjüdische Zensur unterdrückt.

Juden lebten nicht isoliert, sondern im kulturellen Austausch mit der christlichen Mehrheit. Beide Gesellschaften teilten manche Ansichten, Werte und Moralbegriffe und beeinflussten einander in ihren sozialen und religiösen Vorstellungen. Juden wie Christen maßten der ‚Ehre‘ größten Wert bei, insbesondere der Ehre der Männer in Bezug auf ihre Frauen und Töchter. In der christlichen Gesellschaft fühlten sich sowohl die Kirche wie auch die





Strafung einer Ehebrecherin.  
An eine Säule gebunden,  
muss sie schlaflos verharren.  
(Holzschnitt, Ulm 1483)

städtische Gerichtsbarkeit verantwortlich für die Überwachung der Frauen und die Bestrafung von Ehebrecherinnen.

Die städtische Gerichtsbarkeit versuchte die Kontrolle über das Privatleben der Bürger zu erlangen und sah Ehebruch als eine Art öffentlicher Störung an: Einige Städte verhängten nur Geldstrafen für die Frauen – und manchmal auch für die männlichen Ehebrecher – andere wiesen sie für eine bestimmte Zeit oder sogar für immer aus. Bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts wurden sie in Sachsen sogar mit dem Tod bestraft. (Unnötig zu sagen, dass untreue Ehemänner allerhöchstens mit Vorhaltungen von Priestern, Rabbinern oder anderen Autoritäten konfrontiert wurden, ihre Affären jedoch nicht als Verbrechen zählten. Und obwohl das biblische Recht auch den männlichen Ehebrecher bestraft, entwickelten das mittelalterliche christliche wie das jüdische Recht keine Anwendung jener Gesetze und konzentrierten sich ganz auf die untreue Frau.)

Sicherlich war man in den jüdischen Gemeinden bestrebt zu verhindern, dass die Kunde von den

Vergehen der Gemeindemitglieder und auch Familienskandale die unsichtbaren Grenzen der Judengasse überschritten. Führt man sich jedoch vor Augen, wie eng Christen und Juden in einer mittelalterlichen Stadt zusammenlebten, kann man sich unschwer vorstellen, dass Christen wie Juden den Klatsch über Sünde und Ehre ihrer andersgläubigen Nachbarn genossen.

*Dr. Martha Keil ist stellvertretende Direktorin des Instituts für Geschichte der Juden in Österreich St. Pölten, Ö.*

- 1 Die Anfrage kam von Rabbi Israel Bruna aus Brno und Regensburg (gest. ca. 1480er Jahre) und war auch an Rabbi Jakob Weil (gest. 1453), zu dieser Zeit in Erfurt, gerichtet. Vgl. Isserlein bar Petachja, *Sefer Terumat ha-Deshen*, Shemuel Abitan (Jerusalem 1991), Teil 2: *Pesakim uketawim* 222; Israel Bruna, *Sefer She'elot uTeshuvot*, nr. 4–8 and 56.
- 2 Israel Bruna, *Sefer She'elot u-Teshuvot* (Stettin 1860), nr. 225 und Yacov Weil, nr. 12.

## Buchlese

Moshe Zuckermann (Hg.): *Zwischen Politik und Kultur. Juden in der DDR*. Wallstein Verlag: Göttingen 2002.  
ISBN 3-89244-521-4. EUR 20,00.



„Judesein ist kein abendfüllendes Programm“. Mit diesem widerborstigen Satz, der stellvertretend für die Lebenserfahrung vieler Remigranten stehen könnte, beginnt der Tagungsband des Instituts für deutsche Geschichte der Universität Tel Aviv. In 13 Beiträgen versucht man sich an die Lebenswirk-

lichkeit jüdischer Bürger im anderen Deutschland anzunähern. Es ist wenig verwunderlich, dass bereits im Inhaltsverzeichnis viele prominente Namen zu finden sind, hatten sich die Remigranten doch ganz bewusst dafür entschieden aktiv an dem Modell eines sozialistischen, antifaschistischen Deutschlands mitzuarbeiten. Ihr „Anderssein“ versetzte sie oft in die Lage, aus dieser mentalen, kulturellen und politischen Perspektive besondere

emotionale und intellektuelle Anstöße, etwa zur Politik und Kultur der DDR, auf dem Hintergrund ihrer spezifischen Erfahrungsgeschichten zu geben“, wie Wolfgang Herzberg zu bedenken gibt. Wie die Lebenswirklichkeit dieser Menschen aussah, zu denen Anna Seghers, Paul Dessau, Viktor Klemperer, Stefan Heym wie auch Micha Wolf gehören, wie die Schaffungsmöglichkeiten, wie der Antisemitismus der SED, wie die „realexistierenden Juden im DEFA-Film“, das alles wird von Autoren wie Mario Kessler, Cora Granata und Steven E. Aschheim pointiert nachgezeichnet.

„In jüdischen Familien trifft man immer auf Mischmasch, und jeder Mischmasch ist anders. Es gibt Mischmasch, der passt in die Halacha, und es gibt Mischmasch, der passt nicht.“ Die Journalistin Viola Roggenkamp legt mit ihrem neuen Buch *Tu mir eine Liebe – Meine Mamme* 26 Portraits mehr oder weniger bekannter deutsch-jüdischer Töchter und Söhne vor. Dabei steht die Perspektive der Kindheitserfahrung und die Wahrnehmung der eigenen



Tiola Roggenkamp: Tu mir eine  
Liebe – Meine Mamme.  
Jüdische Frauen und Männer in  
Deutschland sprechen von  
ihrer Mutter.  
Berlin: Jüdische Presse 2002,  
261 Seiten.  
ISBN 3-935097-07-7  
EUR 14,80.

Mutter im Mittelpunkt der geführten Interviews. Welche Erfahrung die Autorin bei ihren Befragungen über die individuellen Leidens- und Lebensgeschichten hinaus gesammelt hat, ist in einem ausführlichen *Essay über nachgeborene Juden in Deutschland und ihr Erbe* den biographischen Skizzen vorangestellt und erscheint für den fachkundigen Leser fast aufschlussreicher als die individuellen Erinnerungen. Denn mit ihrer Beschreibung der Entstehungsgeschichte des Projekts gelangt die Autorin an Erkenntnisse, die über die (auto)biographische Erzählung hinausweisen und sozial-psychologische Strukturen über das Leben nach der Schoa in Deutschland offen legen. So berichtet sie, dass die Zahl der Absagen dreimal höher war als die der Zusagen, anfangs Interessierte plötzlich die Öffentlichkeit scheuten und fast alle Befragten früher oder später in emotionale Bedrängnis gerieten. „Schwer ist nach der Schoa, die innere Zweifelt von deutsch und jüdisch, dieses Unvereinbare, als das eigene Ganze zu halten im Gegenüber zum Mischmasch des Elternpaares. Sie Jüdin, er nicht, er ist Deutscher oder Österreicher. Irgendwo ist hier das Wort Scham verborgen, angezettelt von

außen, durch viele Schichten eingewachsen, hat sich breitgemacht in den Kindern und fühlt sich wie zu Hause.“ Und eben diese Schichten der Vergangenheit sind durch eine Erosion angegriffen, die zu einer Identitätsdiffusion, vor allem innerhalb der zweiten Generation, führt. Auf der historischen Ebene bleibt der individuelle sowie kulturelle Verlust durch die Vernichtung – „das Nichts als etwas Seiendes“. Auf der Erfahrungsebene ist gerade für die „Nachgeborenen“ die Auseinandersetzung mit den Tätern und die Rechtfertigung für das Leben in Deutschland stets gegenwärtig. „Wir waren keine Überlebenden, wir waren keine Israelis, wir waren keine amerikanischen Juden. Wir waren die Hiergelassenen, zurückgeblieben auf dem Nichts.“ Das Paradoxon vom ‚Nichts‘, das zugleich das existentielle ‚Sein‘ ausfüllt, schlüsselt die Autorin nachfühlbar und kompetent in ihrem Beitrag zur deutsch-jüdischen Zeitgeschichte auf. Damit gewährt sie uns einen Einblick in die komplexen Strukturen deutsch-jüdischen Lebens von der ersten bis zur dritten Generation in Deutschland nach der Schoa. Was bleibt, ist die Vergangenheit und mit ihr ein Mischmasch eigener Identität. gp

## Mitteilungen



Zutot 2001.  
Perspectives on Jewish Culture.  
Edited by Shlomo Berger,  
Michael Brocke and Irene  
Zwiep.  
Kluwer Academic Publishers,  
P.O.Box 322, NL-3300 AH  
Dordrecht, The Netherlands.  
ISBN 1-4020-0702-7

„Das Wenige, das doch das Viele fasst“ – so könnte das Ziel lauten, das sich ein neues jüdisches Jahrbuch gesetzt hat: „Zutot. Perspectives on Jewish Culture“ nimmt ausschließlich sehr kurze Beiträge auf, nicht länger als fünf bis sieben Druckseiten, ‚suta‘ um ‚suta‘, hebr. Kleinigkeit, also jeweils ein ganzer Band voll mit ‚sutot‘, Miniaturen. Nein, nicht gelehrte Überbleibsel sind damit gemeint, sondern **selbständige Arbeiten von Rang**, nennenswerte Entdeckungen, unbeachtete Quellen, pointierte Diskussionen bedeutender Themen und Probleme, beispielhafte interdisziplinäre Anregungen – und das aus allen Bereichen der Jüdischen Studien. Die *zutot* erscheinen samt und sonders in Englisch, der heutigen lingua franca auch der geisteswissenschaftlichen Welt – selbstverständlich durchsetzt mit anderen Sprachen und Schriften, an erster Stelle dem Hebräischen.

Das fest gebundene Jahrbuch ist eine Frucht der Zusammenarbeit zwischen dem *Juda Palache Insti-*

*tuut* der Universität Amsterdam und dem *Salomon L. Steinheim-Institut* an der Universität Duisburg; Shlomo Berger, Irene Zwiep und Michael Brocke zeichnen als die Herausgeber des Experiments. Der erste Band, *Zutot 2001*, ist soeben erschienen – unter neun Themenkreisen finden sich 27 *sutot* auf 229 Seiten – schnell lässt sich überschlagen, dass da nicht alle Piècen auch dem ‚Ideal‘ der geringen Seitenzahl entsprechen. Es ist alles andere als leicht, wichtiges so verständlich wie knapp zu bringen – eine schöne Herausforderung, die für den erhofften Erfolg sorgen wird. Der nächste Band, schon konziser im Stil, geht bereits in Druck. Vorschläge zu Beiträgen erwarten die Herausgeber gern, Bibliotheken und interessierte Wissenschaftler sollten es abonnieren

Unter Mitarbeit des S.L. Steinheim-Instituts bringen uns Jürgen Nitsche und Ruth Röcher, beide Chemnitz. Leben und Geschichte der Jüdischen

Gemeinde Chemnitz nahe – von den Anfängen in der aufstrebenden Industriestadt des 19. Jahrhunderts bis in die DDR-Zeit („Karl Marx-Stadt“) und darüber hinaus in die **hoffnungsfrohe Gegenwart**, sichtbar an der kürzlich eingeweihten neuen Synagoge. Das Steinheim-Institut hat den erhaltenen Friedhof umfassend dokumentiert (Dan Bondy, Michael Brocke) – Teile daraus sind in die detaillierten und doch flüssig, ja spannend zu lesenden individuellen Familiengeschichten (J. Nitsche) eingegangen.

Insgesamt 13 Beiträge versammeln die unterschiedlichsten Blicke, sei es auf das Vereinsleben oder das berühmte Kaufhaus Schocken. Namen und Daten, Dokumente und Erzählung bilden ein vom Michel Sandstein Verlag, Dresden, geschmackvoll gestaltetes Sammelwerk zu „Juden in Chemnitz“.

Soeben ist Christian Buckard (Jüdische Studien und Niederlandistik), betreut von Michael Brocke, Duisburg, und Gerhard Baader, Berlin, promoviert worden: Seine auch aus noch unbekanntenen Quellen gespeiste Dissertation gilt „Arthur Koestler (1905–1983) als Jude und Zionist“. Sie stellt die **notwendige Gegenthese** zu D. Caesaranis umstrittener Biographie („K. flieht aus und übt Verrat an seinem Judentum“) auf und wird rechtzeitig zu Koestlers

## IMPRESSUM

**Herausgeber:** Salomon Ludwig Steinheim-Institut für deutsch-jüdische Geschichte an der Gerhard-Mercator-Universität Duisburg ISSN: 1436-1213

**Redaktion:** Michael Brocke (Vi.S.d.P.), Harald Lordick, Barbara Mattes **Grafikdesign:** kommunikationsdesign thekla halbach und thomas hagenbucher, Düsseldorf **Layout:** Harald Lordick

**Anschrift der Redaktion:** Geibelstraße 41, 47057 Duisburg, Tel: 0203/370071-72; Fax: 0203/373380; E-Mail: kalonymos@steinheim-institut.de Internet: <http://www.steinheim-institut.de>

**Druck:** Brendow Printmedien, 47443 Moers

**Versand:** Vierteljährlich im Postzeitungsdienst,

**kostenlos Spendenkonto:** 238 000 343, Sparkasse Duisburg, BLZ 350 500 00

100. Geburtstag als packendes Buch in einem großen Verlag erscheinen.

Herzlich willkommen heißen wir Barbara Kaufhold, die seit September 2002 als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Steinheim-Institut an dem Projekt „Die Geschichte der **Juden in Mülheim** an der Ruhr“ arbeitet. Frau Kaufhold hat an der Ruhr-Universität Bochum Kunstgeschichte, Mittelalterliche Geschichte und Philosophie studiert und im Juli diesen Jahres im Fach Kunstgeschichte promoviert. Nachdem sie für die Stadt Mülheim an der Ruhr eine Zeitzeugenbefragung zur Geschichte des Nationalsozialismus veröffentlicht und über die „Zwangsarbeiter“ geforscht hat, folgt nun das Projekt zur Geschichte der Juden in Mülheim, für das die Leonhard Stinnes-Stiftung, Mülheim, die Personalkosten übernimmt. Eine der Grundlagen ihrer Arbeit bilden die jahrzehntelangen Nachforschungen des Mülheimer Pfarrers Gerhard Bennertz.

Dr. Suzanne Zittartz-Weber hat uns zum 1. Juli 2002 verlassen, um als **Referentin bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft** (DFG) in Bonn zu arbeiten. Im Namen des Steinheim-Instituts und der Mitglieder der Forschungsgruppe „Zwischen Sprachen. Strategien jüdischer Selbstbehauptung in transkulturellen Prozessen“ wünschen wir ihr viel Erfolg an ihrem neuen Arbeitsplatz.

Gleichzeitig heißen wir Gregor Pelger als neuen Mitarbeiter im Steinheim-Institut willkommen. Er übernimmt die Koordination der Forschungsgruppe „Zwischen Sprachen“. Da Gregor Pelger mit den Aufgaben und Zielen der Forschungsgruppe bereits seit Beginn vertraut ist, war die fließende und problemlose Übergabe der Stelle gewährleistet.

Gregor Pelger, Studium der Geschichte, Germanistik, Anglistik und Jüdischer Studien in Trier, Köln, Dublin und Oxford, war 1999/2000 wissenschaftliche Hilfskraft am Historischen Seminar der Universität zu Köln und 2001/02 freier Mitarbeiter des Yad-Vashem-Archivs in Jerusalem. Seine Forschungsschwerpunkte sind deutsch-jüdische Orientalistik, deutsch-jüdische Bibliotheksgeschichte sowie Holocaust- und NS-Geschichte. Seine Dissertation an der Universität zu Köln erforscht die **Bedeutung hebräischer Sammlungen** in englischen Bibliotheken für die Entstehung der „Wissenschaft des Judentums.“



**D**ir ist es gezeigt worden, damit du erkennst, dass ER (*jhw*) der Gott (*elohim*) ist, und keiner mehr außer ihm (*milewado*).“ (Dtn 4,35) „Der große Wunder tut allein (*lewado*), denn ewig seine Liebe.“ (Ps 136,4)

Stellt man diese beiden Schriftworte zusammen, so wie wir sie an ‚Torafreude‘ auch nacheinander sprechen, so ist Sein Wort: „... damit du erkennst, dass ER Gott ist, und keiner mehr außer ihm“ so zu verstehen, dass Israel dieses Wort im (Buch) der „Wiederholung der Tora“, gesagt wurde, nach 40 in der Wüste verbrachten Jahren. Jetzt also waren sie zu dieser Erkenntnis gelangt. Wäre sie schon früher in ihren Herzen gefestigt gewesen, so wäre es jetzt nicht zu erwähnen. Und nehmen wir hinzu, dass die Leute die Nacht nach Jom Kippur nennen: „zu Gottes Namen“. Nach einem Wort unsrer Weisen: „Vor der Erschaffung der Welt war Er und Sein Name allein.“ ... Und zu klären ist, warum wir nach Ne’ila am Ende von Jom Kippur sieben Mal sagen: „*Adonaj hu ha elohim* [ER (*jhw*) ist der Gott]“.

Wie jeder weiß: Der ‚Ungrund‘ (*ejn sof*), gesegnet Er, kann von keinem Denken je begriffen und erfasst werden, keine Letter und kein Zeichen je beschrieben werden. Als in Seinem Willen aufstieg, die Welten zu erschaffen, verschränkte (*zimzem*) Er Sein Licht, auf dass Raum sei zu ihrer Errichtung und zur Erschaffung des Menschen. Denn das Licht des Wesens seiner Gottheit lässt sich von nichts Geschaffenem fassen. Doch siehe, auch die erste Verschränkung (*zimzum*) ist noch ganz das Licht, das kein Erschaffenes je zu fassen vermag. Darum verschränkte Er Sein Licht in vielen Verschränkungen – bis hin(ab) zu dieser körperlichen Welt.

Wir wissen, dass eine jede dieser Verschränkungen, die Sein Licht verschränkt, so dass es sich nicht ausbreitet, unter dem Aspekt ‚strenge Gerechtigkeit‘ (*din*) steht, dem Namen *elohim* (Gott) – der Name *jhw* [ER; der Ewige] aber *rachamim* ‚liebendes Erbarmen‘ (ist).

Israel läutert sich sehr am Jom Kippur, da sie wie die Dienstengel (vor Gott) sind: ohne zu essen und zu trinken, den ganzen Tag Lied und Lobgesang sprechend. Dank dieser Läuterung steigen sie auf von Welt zu Welt, und tragen das Königreich der Himmel hinauf bis zum Ungrund (*ejn sof*), gesegnet Er. So erreicht Israel, was es bis jetzt nicht erreicht hat. Alsdann sagt es sieben Mal: ‚*adonaj hu ha elohim*‘ (ER ist der Gott) – was hinweist auf jeden Aufstieg durch die Welten.

Aber wie hoch auch immer Israel aufsteigt, es begreift – Aufstieg um Aufstieg – dass es bis dahin gedacht hatte, dass dort, wo es die Lichter erfasst,

die es noch nicht erfasst hatte, dass dort Der Name im Sinne des liebenden Erbarmens (sei) und denkt, dass ER dort ganz liebendes Erbarmen, ohne jede(n) Aspekt) strenger Gerechtigkeit namens *elohim* (sei). Wenn Israel nun aber ein höheres Erfassen erlangt, so erkennt es, dass auch dieses noch Verschränkung ist und es notwendig ist, noch höheres liebendes Erbarmen zu erlangen. Und das bedeutet: „*adonaj hu ha elohim*“. D.h. wir glaubten bis jetzt, dass dort Der Name sei und dass Er ganz liebendes Erbarmen – jetzt aber, da wir mehr erkannt haben, wissen wir, dass das: „... ist der Gott (*ha elohim*)“ auf Verschränkung weist, und es höheres liebendes Erbarmen gibt. Und so jedes Mal, wenn wir sagen: *adonaj hu ha elohim*, weist dies also darauf, dass je höher Israel steigt, es erfasst, dass auch dieses liebende Erbarmen Verschränkung ist angesichts dessen, was darüber ist.

Also verstehe man das Wort unserer Weisen: Bevor die Welt erschaffen wurde, war Er und Sein Name allein – d.h. vor der Schöpfung war allein Der Name (*jhw*), und es gab noch keine Verschränkung im Sinne von *elohim*, nur das Wesen der Gottheit, gesegnet Er, ganz liebendes Erbarmen im Sinne des Namens (*jhw*). Und darum nennt man den Tag nach Jom Kippur „Gottes Namen“, was zeigt, dass man nunmehr begriffen hat, dass es ein Erfassen Seiner Wirklichkeit, Er sei gesegnet, gibt – an einem mit dem Namen *elohim* im Sinne strenger Gerechtigkeit nicht zu beschreibenden Ort. Allein Sein Name, Er sei gesegnet, Der Name, liebendes Erbarmen ...

Und das ist das Wort der Schrift: „Dir ist es gezeigt worden, damit du erkennst...“; d.h. dadurch dass ihr durch die Wüste wandertet 40 Jahre und nur das Manna aßet, geistige Speise, euch zur Läuterung, dadurch erfasstet ihr, dass „ER ist der Gott“, d.h. das alles was zu beschreiben ist diesem Namen nach Verschränkung ist und er im Sinne von *din*, strenger Gerechtigkeit, *elohim*, ist.

Und: „...*ejn od*“ (keiner mehr sonst; Dtn 4,35): Und wo ist Er nicht mehr (*ejn od*) mit dem Namen *elohim* zu beschreiben, und wo ist keine Verschränkung mehr? „...Außer ihm“ (*ejn od*)! Dort wo der ‚Ungrund‘ (*ejn sof*) allein ist, Er im Wesen seiner Gottheit, ohne jedes Attribut, Letter, Zeichen – dort ist ganz liebendes Erbarmen. Und darum stellen wir (an Simchat Tora das Schriftwort) dazu: „Der große Wunder tut allein, denn ewig seine Liebe“ – verweist es doch darauf, dass dort, wo ER allein ist im Wesen seiner Gottheit und kein Gedanke ihn erfasst – dass dort: „...ewig seine Liebe (*chesed*)“, vollendete Liebe. Versteh es wohl.

R. Kalonymos Kalman Epstein (gest. 1823) – chassidischer Zaddik, Schüler des Elimelech von Lezajsk und des Jakob Jizchak, des ‚Sehers‘ von Lublin, wirkte ab 1785 in Krakau, wo er eine große Anhängerschar, aber auch viele Gegner hatte. Das postum erschienene *Sefer ma’or va-schemesch*, Breslau 1842, arrangiert seine Auslegungen als Kommentar zur Tora. Für uns legt hier Kalonymos zwei Schriftverse aus (5.Mose 4,35 und Ps 136,4), die an Simchat Tora, Fest von Ende und Neubeginn des Lesesyklus der Tora, beieinander stehen.

Das mündliche, jiddisch geprägte Hebräisch der Zaddikim, charismatischer Häupter ihrer Chassidim, ist notorisch schwer zu übersetzen. Doch sollte der kabbalistisch durchtränkte Gedankengang auch dem klar werden, der nicht mit dem vom Schriftwort in seiner hebräischen Urgestalt durchformten Denken vertraut ist.

Lässt sich erkennen, dass dieses, aus ‚Kalonymos-‘ und Jahreszeit-Gründen eher zufällig ausgewählte Stück von großer Schönheit und Tiefe ist? mb